

WendeBlätter 2020, Ausgabe 64
vom 30. Nov. 2025

Inhaltsverzeichnis

Vorwort zur Besinnung	S. 3
Weihnachten kommt nahe. Aus den Tagebüchern der Sebnitzer Malerin Ilse Ohnesorge (1866–1937)	S. 4
Gert Zenker: Wesen Erinnerung	S. 5
Rudolf Zenker (1923 – 2017): Leiser Widerstand. Auszüge aus einem autobiografischen Werk	S. 6 – 21
Letzte Weihnacht zu Hause (1941)	S. 6 – 7
Weihnachten 1942 in der Luftnachrichtenschule	S. 7
Heimurlaub im Januar 1943	S. 8 – 9
Christnacht in der Baracke	S. 10
Kindheit ...	S. 11
Die Warenhausstraße. Alles nicht so weit. Geschäfte in der ehemaligen Steinmühle	S. 12
Zwei Ladengeschäfte in der Siebzehn: Textilien und Schokolade	S. 13 – 14
Heimkehr in ein anderes Land I: Alpenüberquerung	S. 15
Heimkehr II: Im Eingang des Vaterhauses	S. 16 – 18
Die Rettung im Mai 1945 an der Elbe bei Mutzschen	S. 19
Heimkehr III: Zivilleben	S. 19 – 21
Gert Zenker: Stadt an der Grenze der Zeit	S. 22 – 23
Zeitzeugnis 1936: Hohe Nacht	S. 24

Vorwort zur Besinnung

„Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht ergriffen“ (Joh 1, 5). Die Finsternis kann das Licht nicht auslöschen. Niemals, was immer auch geschehen mag.

Diese 64. Ausgabe der WendeBlätter 2020 bietet Texte der anderen besinnlichen Art. Und doch Weihnachtstexte, welche die Heiligkeit des Festes achten und bewahren. Unter anderem veröffentliche ich hier – als Vorabdruck ganz ungeschützt, noch in Bearbeitung – Abschnitte aus dem autobiografischen Roman meines Vaters mit dem Titel „Leiser Widerstand“, der über interessantes Sebnitzer Lokalkolorit der Jahre 1923–1945 hinaus viel Bedenkenswertes enthält.

Manchmal ist es gut sich zu erinnern, um nicht zu vergessen, dass wir zu Weihnachten Christus Salvator, den Erlöser erwarten, den wir alle bitter nötig haben. Wir beugen uns vor der Krippe, vor dem, der als **Friedefürst** (Jesaja 9,5) zu uns kommen will, jedes Jahr aufs Neue.

Den geschätzten Lesern der WendeBlätter mit allen Freunden
und Verwandten Gesegnete Weihnachten, Gottes Segen
und Bewahrung auch im Neuen Jahr

Gert Zenker
Sebnitz, am 20. Nov. 2025

Weihnachten kommt nahe ... Aus den Tagebüchern der Sebnitzer Malerin Ilse Ohnesorge (1866–1937)*

* Zitiert aus Jördis Lademann: Ilse Ohnesorge. 1866–1937. Hier sind die Wurzeln meiner Kraft. Eine Malerin auf dem Weg ins 20. Jahrhundert [Tagebuchaufzeichnungen und künstlerisches Werk], Sebnitz; Dresden 2011, S. 80–82.

Weihnachten kommt nahe, und überall ist so viel Krankheit und Not bei den armen Leuten. Wenn ich nur wüßte, ob es unrecht ist, daß man sparen will. Der gesunde Menschenverstand, wie man es nennt, sagt: ja, man muß. Ich darf mich ja im Alter nicht auf die Güte meiner Geschwister verlassen. „Aber auf die Güte Gottes“, sagt mein Gewissen. Es steht zu klar in der Schrift: „Ihr sollt nicht Schätze sammeln.“ Es ist nicht vorbeizukommen an diesen Worten, sie sind zu deutlich, als daß sich drumrum deuten ließe. Den Hungrigen soll man geben, den Bittenden nicht abweisen, solange man selbst noch etwas hat.

23. November 1897, Sebnitz

Heute wird wohl noch das kleine süße Mariechen sterben bei Bäumles. Sie liegt schon so hold und weiß wie ein kleiner Engel und holt kaum noch Atem.

1. Dezember 1897, Sebnitz

Seit dem 3. Februar haben wir nun richtig Schnee. Vorgestern, am Donnerstag, war die wunderschöne Schlittenfahrt über Wölmsdorf, Schönau, bis nach Zeidler und über Nixdorf – Thomasdorf zurück. Es war ja zu schön. Ich habe wieder viel gesehen. Ich bin glücklich, ich bin reich, wenn daheim so viel Schönes lebt.

19. Februar 1898, Sebnitz

Gert Zenker

Wesen Erinnerung ...

In meinen herbstschillernden Jahren

Melancholie-durchwirkt

nehm ich am Kindheitsort*

auf dem Schulweg des Lebens

ein kleines, glattes, glänzendes

Wesen Erinnerung aus seinem weißen Bett

atme ihm zu

wärme es an meinen Wangen

Da erwacht es

und spricht ...

* Kastanien an der Bahnhofstraße in Sebnitz

22. Sept. 2025

Rudolf Zenker (1923–2017): Leiser Widerstand. Auszüge aus einem autobiografischen Werk

Nota bene:

Es ist unmöglich, das Leben des Vaters noch einmal zu leben, man hat genug mit dem eigenen zu tun. Auf der anderen Seite: warum sollte man nicht das eigene Leben, das man so wichtig nimmt, einmal hintanstellen und sich einem anderen widmen, ihm nachgehen, es zu verstehen suchen?

24. / 25. Nov. 2021 (G. Z.)

Letztes Weihnachten zu Hause (1941)

Weihnachten 1941 verfiel Rudolf in eine seltsame Stimmung. Viele seiner Freunde waren schon zum Arbeitsdienst oder zur Wehrmacht eingezogen worden oder standen kurz davor. Horst T. war bei der SS in Russland. Rudolf mußte in nächster Zeit mit seiner Einberufung rechnen, also war es das letzte Weihnachten zu Hause.

Schnell kam Weihnachten heran. Mit den Geschenken stand es noch bescheidener als im Vorjahr. Rudolf (nur wenige Monate über 18) spürte: es war der letzte Heilige Abend zu Hause. Vielleicht würde er im nächsten Jahr als Soldat irgendwo an der Ostfront sein. Die Wehrmacht war offensichtlich doch nicht so gut ausgerüstet, wie es bei den im Kino vorgeführten Paraden den Anschein hatte. Partei und Regierung hatten mit riesigem Propagandaaufwand eine „Woll- und Pelzsammlung“ für die Soldaten an der Ostfront ausgerufen und an die Hilfsbereitschaft aller Volksgenossen appelliert.

Als Kinder hatten wir spielerisch gekämpft, gekampelt, wie es hieß, eine „große Keilerei“ inszeniert, unsere Lebenslust abzureagieren. Als wir reif wurden, unser selbst bewusst, kam der Krieg. Schon im zweiten Kriegsjahr (1940) wurde unsere Jugend mit in den Strudel der Ereignisse hineingerissen. Was blieb, war die Erinnerung an die Zeit und an Orte, wo wir in der Kindheit und frühen Jugendzeit gemeinsam gelebt und gespielt hatten. Das Spielgerät war längst dahingegangen. Die Lange Straße und das Rosengässchen verdunkelt.

Weihnachten 1942 in der Luftnachrichtenschule

Rudolf hatte die Prüfungen der Luftnachrichtenschule an der Ostsee schon bestanden. Er trug jetzt am linken Ärmel das runde Peilfunkerabzeichen, auf das er bei allen Vorbehalten doch stolz war. Ihm war, als würden alle Leute, trotz der kriegsbedingten Unzahl von Uniformen, Abzeichen und Orden, dieses Peilfunkerzeichen sehen und ihn dafür bewundern.

Nach den Funkübungen und dem Geländedienst in den Dünen fand, vorgezogen auf den 20. Dezember, die „deutsche Weihnachtsfeier“ des gesamten Lehrgangs statt. Beginn 18.00 Uhr im großen Speisesaal. Ein Paar Würstchen für jeden, dazu miserablen Kartoffelsalat, der die Wehmut nach häuslicher Tafel weckte. – Fortsetzung der Feier in der Baracke des Uffz.-Speisesaals. Gedeckte Tische. Bierflaschen und große Tüten mit Bonbons, Pfefferkuchen, Äpfeln und Keksen. Dann das feierliche Entzünden des ersten Lichtes am Tannenbaum. Kehliges, harter Gesang der Soldaten: „Hohe Nacht der klaren Sterne.“ Kurze Ansprache.

Am Ende das Besäufnis. Ein Uffz. wird in einer Kiste durch den Saal getragen. Sogar der Hauptmann flieht in die Konturlosigkeit des Rauschs.

Heimaturlaub im Januar 1943

Im Neuen Jahr hatten alle vier: Wobst, Gebhardt, Senkel und Rudolf, einen Urlaubsschein für 14 Tage (vom 10. bis 24. Januar) in der Hand. Es war das Jahr 1943.

Weihnachten war vorbei. Zwei von den vier Kumpels von der Langen Straße trafen sich nach den Festtagen wieder. Hansdieter hatte von seiner Kaserne keinen Urlaub bekommen und der Älteste von ihnen, Werner N., genannt Japs, lag in Kiew im Lazarett. Ein Splitter stak noch in seinem Körper, wie sein Bruder erzählte. Keiner von ihnen ahnte, daß sie Werner nie mehr wiedersehen würden. „Japs in Rußland gefallen am 11. Aug. 1943“, wie Rudolf in seinem Tagebuch notiert. Der Erste aus der Jugendbande. – *Für Führer, Volk und Reich*, wie es in monotoner Formulierung hieß.

In allen vier Wohnungen der Eltern standen noch weit in den Januar 1943 hinein die geschmückten Christbäume. Wenn Rudolf und Pumpel in der guten Stube neben dem Christbaum saßen, war ihnen so, als wären sie Weihnachten nie fort gewesen. Hatte es diesen Heiligen Abend in der Luftnachrichtenschule, fern von zu Hause, wirklich gegeben oder war alles nur ein schlechter Traum?

Die ersten Stunden und Tage ihres Urlaubs verschliefen und verdösten die zwei Freunde im elterlichen Hause. In Zivilklamotten, als wären sie die ganze Zeit über zu Hause gewesen und würden im Duft von Tannengrün und Pfefferkuchen für immer hier bleiben. Nichts zog sie hinaus. Nirgendwohin. Vor allem nicht ins Fremde, Unbekannte. Auch nach langem Lesen war Rudolf nicht zumute, auf fremde Länder und Abenteuer hatte er keine Lust.

Aber bald wurde dieses Dasein doch langweilig. Man mußte, es trieb einen unaufhaltsam wieder hinaus!

Zuerst besuchten sie sich gegenseitig in den elterlichen Häusern, man ging schnell mal rüber wie früher, um zu erkunden, wer alles noch da war von den Nachbarn. Für die Stadt mußten sie allerdings die Uniform anziehen. Auf dem Markte traf Rudolf Hellmuth P. Er war nun in der Kaufmannslehre und hatte noch immer das alte, bürgerliche Gebaren, als wäre er noch in der Schule. Trotz der verkrüppelten Finger stand seine Einberufung unmittelbar bevor. Ansonsten konnte er nicht mitreden. Er war Zivilist.

Treff auf dem Markt mit Anneliese aus Lohsdorf. Es ist eisiges Winterwetter. Anneliese Neuhäuser, eine verehrte Klassenkameradin aus der Handelsschulzeit (liebevoll Neuhäusel genannt), war jetzt Röntgenschwester im Krankenhaus. Am 18. Januar, Rudolfs neuntem Urlaubstag, treffen sie sich auf dem Markt, an der Ecke zur Kirchstraße. „Die Eckensteherei liebe ich nicht!“ – „Gehen wir ins Kino?“

Am Dienstag, es war der 19. Januar 1944, trafen sie sich um die Mittagszeit wieder auf dem Markt, sprachen sich das letzte Mal, gaben sich vor dem Krankenhaus noch einmal die Hand. Letzte Worte, letzter Blick. Zwei Briefe schrieb ihm die Neuhäusel noch. Sie war begeistert von Horst T., der beim Sicherheitsdienst des Reichsführers SS diente. Erst nach der Heimkehr erfuhr Rudolf, dass Anneliese beim Angriff auf Dresden am 13./14. Februar 1945, kurz vor Kriegsende, ums Lebens gekommen war.*

* Auf dem Gedenkstein am Spielplatz in Lohsdorf zwischen Sebnitz und Hohnstein steht ihr Name, steht sie als einzige Frau unter den im Zweiten Weltkrieg gefallenen Lohsdorfer Männern ... Ich weiß nicht, wer diese Eintragung veranlasst hat. Menschen aus Lohsdorf – oder mein Vater? (G. Z.)

Christnacht in der Baracke (1943)

Wieder ein Heiliger Abend. – In der Baracke der Luftnachrichtenschule. Früh noch Revier reinigen, ab Mittag frei. Baden, sauberes Nachthemd, frische Bettwäsche. Fünf Uhr nachmittags mit Wobst und Gebhardt in Ausgehuniform zum Kirchlein auf den Dünen. Kirchenlieder. Die Predigt des Marinepfarrers. Ein zimmerwarmer Kirchenraum. Wohltuend die Ruhe des weiten Meeres auf dem Rückweg zur Stube. Bleiern schwarz die See in der Christnacht. Feierlich läuten die alten Kirchenglocken von Kamminke über das Dunkel des Haffs.

Wieder in der Stube. Der Tisch ist gedeckt, die Kerzen werden entzündet. Wärme, Tannenduft, Kerzengeruch. Gesang und Geschenke wie bei der Weihnachtsfeier am Tage zuvor. Dann der Sturz in die Einsamkeit des Einzelnen. Im Lesezimmer hält Gebhardt eine Rede.

Auch ein Radio war organisiert worden. Musik, dazwischen die üblichen Nachrichten. Schon am 30. November hatte der Reichsrundfunk von „schweren Abwehrkämpfen im Osten“ gesprochen, als wäre das eine ganz normale Sache. Dazu die Worte des ehemaligen Stabsfeldwebels – er war im Rang gestiegen und wollte sich großtun – am Reformationstag 1943, beim „Offiziersunterricht“: „Wir halten den Krieg noch hundert Jahre aus!“

Es gibt Rum. Wobst total betrunken. Um Mitternacht hieß es für alle: „Licht aus!“ Der Abend war gelaufen ...

Kindheit ...

Als Kinder hatten wir gekampelt in der „großen Keilerei“, um unsere Lebenslust abzureagieren. Als wir reif, wurden, unser selbst bewusst, kam der Krieg. Schon im zweiten Kriegsjahr (1940) wurde unsere Jugend in den Strudel der Ereignisse mit hineingerissen. Was blieb, war die Erinnerung an die Zeit und die Orte, wo wir in der Kindheit und frühen Jugendzeit gespielt hatten. Das Spielgerät war längst verstreut, zerbrochen.

Wie fern war das jetzt alles: die Arbeitslosigkeit in den 20er Jahren, die Sandkastenspiele an der Kreuzstraße. Das Tummeln im leichten Spielanzug an der Wiese zwischen Waldrand und Teich im Böhmischen. Und Weihnachten unterm Tannenbaum: die aufziehbare Eisenbahn mit den breitspurigen Schienen, die immer wieder neu verlegt wurden, mit dem großen hölzernen Tunnel, den Blechhäusern, dem Läutewerk ...

Dazu die Erinnerung an die Geschäfte an der Langen Straße, wo auf wenigen hundert Metern alles zu haben war, was ein Mensch zum täglichen Leben brauchte. Erinnerung an die KOSA, das Schokoladengeschäft im Hause des Vaters, wo man für wenige Pfennige Bruchschokolade bekam ...

Die Warenhausstraße. Alles nicht so weit. Geschäfte in der ehemaligen Steinmühle*

* Sebnitz, Lange Str. 14

Auf der rechten Seite, wo das Steingäßchen zum Sebnitzbach führt, steht ein Eckgebäude – die ehemalige Steinmühle, früher der Firma Mey & Co zugehörig.

In diesem mehrstöckigen Hause, 1901 erbaut, befanden sich mehrere Geschäfte. Vorn an der Ecke, unter dem Schriftzug „Stein-Mühle“, ging es einige Stufen hinauf zum Geschäft von Karl Roesener (Knöpfe und andere Kleinartikel).* Nebenan war die Bäckerei von Erich Soweidnig. Das war ein Name, der für alle Geschäfte dieser Straße gelten konnte: so weit nicht, alles nah beieinander. Die Bäckerei befand sich unten im Keller. Viele Frauen der Nachbarschaft ließen hier zu Weihnachten ihre Christstollen backen.

* Nicht zu verwechseln mit Roitzsch [Lebensmittel] und Hermann Reußner [Schreibwaren, Bücher und Leihbibliothek] gegenüber, im Hause Lange Str. 13. Alle Angaben nachprüfbar im Adressuch für die Stadt Sebnitz, Ausgabe 1934.

Im selben Hause, links neben dem Treppenaufgang, führte Heine sein Friseurgeschäft. Hier hatte Rudolf als junger, an Naturwissenschaften interessierter Handelsschüler beim Friseur seine Impressionen zu Einstein ... Zur Rechten des Aufgangs befand sich das Geschäft des Sattlers und Tapezierers Engelmann, der im Schaufenster seine Ledertaschen ausgestellt hatte. Hier hatte der Vater 1930 den Schulranzen für Rudolf gekauft.

Ein schmaler Gang führte zwischen der Steinmühle und dem Nachbarhause Hartmann [Nr. 16] zu dem alten Wasserrad und weiter zu dem Platz am Bach und zur Einmündung des Mühlgrabens, wo Hartmann seine Fische räucherte. Das alte, vom Mühlgraben angetriebene Wasserrad klapperte noch, obwohl die Mühle selbst längst außer Betrieb war.*

* Mir ist, als hätte ich von der Langen Str. 17 her, wo meine Großeltern Ernst und Else Zenker wohnten, dieses Mühlrad noch gehört, es noch gesehen in den 60er Jahren. Zu erforschen bleibt im Blick auf die ehemalige Steinmühle, wie viele Geschäfte in den 20er, 30er Jahren hier tatsächlich ansässig waren und wo diese sich im einzelnen befanden. War hier auch ein Geschäft des Kaufmanns Johannes Frenzel? – Für Hinweise bin ich dankbar (G. Z.).

Zwei Ladengeschäfte in der Siebzehn: Textilien und Schokolade*

* Sebnitz, Lange Str. 17, die damals (bis 1945) Adolf-Hitler-Straße hieß, später Karl-Marx-Straße, dann (nach 1989) wieder Lange Straße. So kehrt eine ideologiebelastete Straße wieder zu ihrem Ursprung zurück ...

War mit dem Einbau des ersten Ladens das durch eine aufsteigende Treppe zugängliche Gärtnereigeschäft weggefallen, so wurde nun mit dem zweiten Laden die Wohnung der ehemaligen Gärtnerei überbaut. Im Jahr 1931 waren die Arbeiten abgeschlossen und der Schlossermeister* suchte einen Mieter.

* Ernst Zenker (1882–1974).

Eines Nachmittags klingelte ein gutgekleideter Mann mit Krawatte und langem Mantel oben an der Korridortür, den Hut in der Hand. Rudolf rief die Mutter, die dem Mann, der sich nach dem Laden erkundigen wollte, die Tür öffnete. Die Mutter freute sich, bat in die Küche, wo sie dem Besucher einen Stuhl und ein Getränk anbot.

Bevor Vater eintrat, hatte der Mann – sein Name war Rosenkranz – jedem der beiden Jungen* eine große Tafel Schokolade geschenkt, die er aus seiner Manteltasche zog. Vater erschien in seinem (immer erstaunlich sauberen) Schlosseranzug und war sich mit dem neuen Ladenmieter schnell einig. Rosenkranz kam aus der Kreisstadt [Pirna], wo er sein Hauptgeschäft hatte. In Sebnitz wollte er eine Filiale eröffnen, ein Textilgeschäft. Die Lage des Ladens, nur ein paar Schritte vom Markt entfernt, sah er als günstig an. Der Mietpreis war schnell ausgehandelt.

* Rudolf Z. (geb. 1923) und Helmut Z. (geb. 1926).

Nun wurde neben dem gutgehenden Schokoladengeschäft der KOSA, die Schokolade, Pralinen, Kekse und Kaffee zu günstigen Preisen anbot, die Filiale von Rosenkranz eröffnet. Bald kamen Frauen, jüngere und ältere aus der Stadt und vom Lande, um einen schönen Stoff billig zu erstehen. Auf großen Tischen lagen bunte Textilreste, manchmal ganze Stoffballen, die kaum sichtbare Farb- oder Webfehler hatten. Für die Frauen war das ein Ereignis. Hier konnten sie nach Herzenslust in Textilresten stöbern und nach Webfehlern suchen.

Die schier grenzenlose Vielfalt der verschiedenen Farben und Stoffmuster war verlockend. -

Knöpfe, Gummibänder und sonstiges Zubehör lagen griffbereit in flachen Pappkartons auf einfachen Regalen. Diese Kartons waren mit Papier beklebt und sahen wie Holzkisten aus. Ein Messinggriff erleichterte die Handhabung. Flink zog die junge Verkäuferin die Kartons aus dem Regal und breitete die Ware auf dem Ladentisch aus.

Bei alledem zeigte Rosenkranz ein erstaunliches Geschick und geschäftsmännische Tüchtigkeit. In der örtlichen Tageszeitung erschienen Anzeigen, zu Weihnachten schickte er sogar einen als Weihnachtsmann verkleideten jungen Mann durch die Hauptgeschäftsstraßen der kleinen Stadt. Dieser hielt an einer großen Stange eine Tafel, die für das Textilgeschäft warb.

Regelmäßig besuchte Rosenkranz, dessen jüdischer Vorname nie ausgesprochen wurde, seine Filiale, und jedes Mal kam er auch in die Wohnung seines Vermieters. Zur Freude der Jungen versäumte er es nie, den Buben die billige Kokosnußschokolade aus der Filiale der KOSA mitzubringen. Für 17 Reichspfennige das Stück. An den freundlichen, schenkfreudigen Herrn Rosenkranz* werden sich die Jungen ein Leben lang erinnern. Im Dezember 1932 hatte er noch seine letzte Ladenmiete überwiesen und war dann irgendwohin verschwunden. Gerade noch entkommen ...

Erst nach 1945 erfuhren die Jungen vom Vater, was Rosenkranz damals zu ihm gesagt hatte: „Hitler, das ist der Krieg.“

* Der Nachmieter hatte einen ähnlich lautenden Namen: Rosenbaum. Am großen Schaufenster seines Geschäfts war 1933 ein kleiner Aufkleber mit Hakenkreuz und dem Hinweis: „arisch“. Im Sebnitzer Adressbuch von 1934 ist der Name nicht enthalten, bei Nr. 17 steht nur der Name meines Großvaters, des Schlossermeisters Ernst Zenker ... (G. Z.).

Heimkehr in ein anderes Land I: Alpenüberquerung 1945

10. Mai 1945, am 54. Geburtstag der Mutter. Ein Sachse, ein Österreicher und ein Kamerad aus Bonn überqueren die Niederen Tauern. Der Österreicher kannte sich aus, er war nicht weit davon zu Hause. Übernachtung in einer Berghütte. – Da war nur Mehl, das haben wir mit Wasser vermengt, ohne Salz!

Am 11. Mai, als die Sonne aufging, waren oben die Gamsen. Da wollten wir rüber, das ging aber nicht. Dann mussten wir über ein großes Schneefeld. Der Österreicher war schon auf festem Grund, der Sachse auch. Der Kamerad aus Bonn noch mitten auf dem Schneefeld: „Ich kann nicht mehr ...“

„Ja, was willst du machen? Bleib einen Augenblick stehen, schau nicht runter.“
Da ging er weiter.*

* G. Z.: Aus der „Sammlung zur Biografie meines Vaters“, Schlegel 2016, S. 38.

Zwei Worte waren die Rettung in Mutzschen an der Elbe, in der sowjetischen Besatzungszone: „Sch... Krieg!“

Heimkehr II: Im Eingang des Vaterhauses

Am Abend eines schönen Junitages des Jahre 1945 stand Rudolf vor der Eingangstür seines Vaterhauses, heimgekehrt aus Bosnien, aus dem Krieg. Es war wie die Heimkehr des verlorenen Sohnes ... – Das letzte Mal war er 1943 durch diese Tür gegangen, als er nach dem Weihnachtsfest die Rückreise nach seiner im Südosten stationierten Einheit angetreten hatte. Traurigkeit im Herzen, von Vaters und Mutters Sorge begleitet. Inzwischen war das Reich zusammengebrochen, das Land besetzt.

Rudolf saß auf den Stufen vor der Haustür. Links und rechts des Eingangs waren die Läden. Beide verschlossen, die Schaufenster von innen mit Pappe verdeckt. Das Geschäftsleben der kleinen Stadt begann nach dem Zusammenbruch erst langsam wieder. Im Augenblick wurden die Läden, ein Rundfunk- und ein Schokoladengeschäft, nicht gebraucht. Der Inhaber des Rundfunkgeschäfts, ein Ingenieur, war noch nicht aus dem Krieg heimgekehrt, die Schokoladenproduktion der KOSA in der Oberlausitz [Niederoderwitz] zusammengebrochen.

Rudolf musste nicht lange warten. Plötzlich standen Vater und Mutter vor ihm in der Abenddämmerung. Sie kamen aus dem Hertigswalder Garten am Rande der Stadt. Großes Hallo der Mutter, leiser Händedruck des Vaters. Rudolf war schon erwartet worden. Ein Gerücht – die Eltern waren vor kurzem Hansdieter auf der Straße begegnet – hatte seine baldige Rückkehr angekündigt.

Die Eltern staunten über das Aussehen ihres Ältesten. Sein Gesicht war frisch und braun gebrannt, das schwarze Haar leicht lockig. Der Sohn wirkte jetzt männlicher, hatte alles Kindliche der Jugendzeit abgelegt. Mit der neuen, blauen Uniformhose der Luftwaffe und dem rosa-blauen Hemd, ein Geschenk von Willis Eltern, sah er ganz zivil aus. Sein einziges Gepäckstück, einen hellbraunen Tornister der Organisation Todt, stellte Rudolf schnell im Hausflur ab.*

* Nach drei Wochen amerikanischer Gefangenschaft in der Nähe von Nürnberg hieß es irgendwann: „Wer hat zu Hause einen Bauernhof?“ – Da hatte sich Rudolf gemeldet und die Adresse eines Kriegskameraden, Willis Adresse, angegeben. Daraufhin wurde er entlassen und kam auf dem Hofe eher an als Willi selbst, wurde nach anfänglichem Misstrauen der Eltern dort gut mit Nahrung versorgt (G. Z.).

Die Organisation Todt, benannt nach ihrem Führer Fritz Todt (1891–1942): eine Baugruppe für militärische Anlagen, 1938 gegründet.

Als Rudolf die längliche, schmale Küche betrat, da geschah es ... Die Zimmerdecke, die wahrhaft nicht niedrig war, fiel ihm förmlich auf den Kopf, so niedrig erschien sie ihm nach den Berggipfeln unter weitem Himmel.

Mutter hatte ein paar Erdbeeren aus dem Garten mitgebracht und machte ein paar Schnitten. Nun saßen die drei im Wohnzimmer und begannen zu erzählen. Bald jedoch mischte sich die Sorge um das Los des Bruders in die Freude des Wiedersehens. Helmut war, aus dem Studium der Ingenieurwissenschaften herausgerissen, zur Schweren Flak im Egerland als Flakhelfer gekommen. Von ihm fehlte noch jede Nachricht. Viele waren noch kurz vor Kriegsende gefallen.

Den Einmarsch der Polen und Russen hatten die Eltern unbeschadet überstanden. Sie waren unbehelligt geblieben, während in der unmittelbaren Nachbarschaft Hausrat auf die Straße geworfen, geplündert und vergewaltigt wurde. – In den ersten Wochen hatte Vater die Kraftwagen der sowjetischen Kommandantur repariert und beim Nachbarn, dem Roßschlächter, sogar mit den sowjetischen Offizieren gegessen. Allmählich wurde das Essen in der Stadt immer knapper, die Zuteilung weniger, obwohl sich deutsche Kommunisten und Sozialdemokraten mit dem neu eingesetzten Bürgermeister, einem Arzt, sehr um die Versorgung der Bevölkerung bemühten.

Am nächsten Tag zögerte Rudolf noch mit der Meldung in der sowjetischen Kommandantur, die kaum hundert Meter entfernt im ehemaligen Rathaus auf der Rosenstraße die Geschicke der Stadt lenkte. Rudolf hatte nur amerikanische Entlassungspapiere und wußte, dass es die Amis nicht gern sahen, daß die ehemaligen Gefangenen in den Osten gingen. Wie würden die Russen sich verhalten, wenn er aus der amerikanischen Besatzungszone kam? Nach den ersten Kontakten mit den Nachbarn mußte Rudolf feststellen, dass bisher fast noch niemand aus irgendeiner Gefangenschaft heimgekehrt war und er einer der Ersten war in der ganzen Stadt.

Unbekannte Bürger fragten ihn, ob er etwas von ihren Angehörigen wisse. Meist mußte er verneinen. Nun spürte Rudolf auch das Durcheinander und die Unge-
wißheit, die zu jener Zeit in Deutschland herrschte. Das Mühen der verantwortlichen Bürger und das Wirken des sowjetischen Militärs waren die Anfänge eines neuen Seins in der von den Braunen hinterlassenen Leere.

Endlich Daheim ... Rudolf holte sich ein Buch aus dem Rolloschrank, legte sich auf das Sofa und begann zu schwärmen, wie er es früher als Junge oft getan hatte. Er wählte bewußt die Feuerzangenbowle von Heinrich Spoerl. Im amerikanischen Kriegsgefangenenlager irgendwo bei Nürnberg* war ihnen die Verfilmung dieses Buches vorgeführt worden. Eine Art Wehrmachtsbetreuung. Wieder einmal herzlich gelacht

* In den berüchtigten Rheinwiesenzuglagern, wo deutsche Soldaten als amerikanische Kriegsgefangene zu Tausenden umkamen, ist mein Vater Gott sei Dank nicht interniert gewesen (G. Z.).

Allmählich bekam auch Rudolf zu spüren, wie Not und Hunger sich einschlichen in dieser Zeit nach dem Kriege. Er war nun in der Sowjetischen Besatzungszone [SBZ], noch ahnte er nicht, wie lange die Besatzungstruppen im Lande bleiben würden. Er lebte nun hier in seiner Heimat wie in einer anderen Welt. Von Drüben, aus Böhmen, waren die Deutschen vertrieben worden. Mutter würde lange die Endgültigkeit dieser Menschenverschiebung nicht begreifen. Immer wieder tröstete sie die Trostlosen von der anderen Seite der Grenze: „Sie kommen wieder heim ...“ Lange Zeit würde sie auch brauchen, um die Wirklichkeit des Unbegreiflichen zur Kenntnis zu nehmen: die Konzentrationslager und alles, was man den Juden angetan hatte. Sie glaubte lange nicht an KZs, konnte es nicht fassen. Dabei hatte sie doch selbst miterlebt, wie die Juden der kleinen Stadt ausgegrenzt und mit unmenschlichen Vorschriften drangsaliert worden waren. Und wie sich Menschen hergaben, das alles auszuführen, dabei mitzutun.* Dieser staatlich organisierte Mord an Jung und Alt blieb ihr ein Leben lang unbegreiflich.

* Waren die Geschwister X., vertrocknete Jungfrauen, etwa Mittäter gewesen? – Die Mutter brachte noch Erdbeeren hin, den Schwestern in der Nachkriegsnot zu helfen ...

Ein und ein halbes Jahr hatte Rudolf fern der Heimat zugebracht und versuchte nun verzweifelt, an das frühere Leben anzuknüpfen. Die vorgeschriebene Anmeldung innerhalb von drei Tagen unter Vorlage seiner amerikanischen Entlassungspapiere verlief problemlos. Wieder sah er sich einer russischen Soldatin gegenüber, in sauberer Uniform mit breiten Schulterstücken. Draußen dröhnte neben dem roten Triumphbogen über der Straße Militärmusik aus dem Lautsprecher. Noch verlief das gesellschaftliche Leben befehlsgemäß. Aber – Gott sei Dank – waren die Braunen verschwunden, war ihre Macht auch in der kleinen Stadt gebrochen.

Die Rettung im Mai 1945 an der Elbe bei Mutzschen

Bei Mutzschen durchwatet Rudolf im Mai 1945, auf dem Wege in die Heimat, die Mulde und gelangt so aus der amerikanischen in die sowjetische Besatzungszone. Auf der anderen Seite ging es die Uferböschung hinauf. Oben stößt Rudolf auf russische Soldaten, Männer und Frauen in schmucken Uniformen. Eine russische Streife hätte ihn hier, so kurz vor der Heimat, beinahe festgenommen, ihn in russische Kriegsgefangenschaft gebracht. Das bedeutete in der Regel: Sibirien ...

Da schmeißt Rudolf seinen Mantel auf die Erde: „**Sch... Krieg!**“ Dieser Ausruf letzter Verzweiflung, diese Offenbarung einer Erkenntnis, hat ihn gerettet, da ließ der Russe (oder war's eine Russin?) ihn laufen ...

20. Nov. 2025 (G. Z.)

Heimkehr in ein anderes Land III: Zivilleben

In das Zivilleben ordnete sich Rudolf schnell wieder ein. War er wirklich drei lange Jahre von zu Hause fort gewesen? Bald lernte er die unmittelbare Not des Nicht-mehr-satt-Werdens am eigenen Leibe kennen. Nach und nach erfuhr er, wer den Krieg überstanden hatte und wer in dieser Menschenmühle umgekommen oder in der Ferne vermisst war.

Jedenfalls gab es jetzt keine Verdunkelungen mehr. Nur die von der neuen Macht Ausgestoßenen führten bei aller Feigheit und Angst ihr altes Leben weiter. Unter sich flüsterten sie, daß doch nicht alles schlecht gewesen sei. Es klang wie eine Entschuldigung, Reue war es jedenfalls nicht. Dabei war so vieles geschehen, was nicht hätte geschehen dürfen. Die Deutschen hatte der Krieg auch getroffen, aber andere, die Russen vor allem, noch viel härter.

Ernst Grohmann hatte überlebt und war jetzt stellvertretender Bürgermeister, der sich Tag für Tag einsetzte, um die Bevölkerung mit dem Nötigsten zu versorgen. Der Sommer neigte sich seinem Ende zu. Und von Bruder Helmut noch immer kein Lebenszeichen ...

Jetzt erfuhr Rudolf, daß auch sein Jugendfreund Günther irgendwo im Südosten verschollen war. Der letzte Feldpostbrief stammte vom 1. Mai 1944 aus Tiraspol am Dnister im alten Bessarabien. Die Hebamme aus der Nachbarschaft trauerte um ihren großen Sohn, um Werner, der noch kurz vor Kriegsende in einem Lazarett seinen schweren Verwundungen erlegen war.

Im Frühjahr wagte sich H. D. , er war bei der SS gewesen, aus seinem Versteck in Bischofswerda hervor und tauchte in Sebnitz bei einem Tanzvernügen auf. Kurz danach verschwand er nach dem Westen ...

Auch T. H., weit in Russland eingesetzt, hatte den Krieg überstanden. Groß und kräftig, in angeberischer Pose, tauchte er eines Tages im Stadtbad auf. Unter der Achsel trug er Verbände. Offensichtlich hatte er sich die eintätowierte Blutgruppe, die von den Siegern als Erkennungszeichen der SS-Zugehörigkeit genutzt wurde, entfernen lassen. Mit einem eleganten Kopfsprung tauchte er ins Wasser und durchkralte das Schwimmbecken. Viel Erfolg hatte er damit beim Publikum nicht, das in diesen Hungertagen zum größten Teil aus Kindern bestand, die ihre abgezehrten Leiber auf dem Betonboden am Rande des Beckens wärmten. Erwachsene waren kaum zu sehen. Allenfalls ein paar uniformierte Russen, die – sei's aus Verachtung oder Unkultur – ab und zu in das Becken spuckten.

Eines Abends im August kam Onkel Martin* zu Besuch – mit einem Handwagen. Kurz vor der Stadt, auf der Anhöhe am Langen Horn, wurde er im Walde von Russen angehalten, die ihn filzten und ihm fast sein letztes, aus der bombardierten Wohnung in Dresden gerettetes Habe weggenommen hätten. Auch Tante Minna, seine Frau, hatte überlebt, konnte aber – ohnehin schwermütig veranlagt – das Schreckliche nicht verwinden.

* Martin Zenker war ein Bruder meines Großvaters Ernst Zenker. Die Brüder Otto und Martin hatten beide ein Feinkostgeschäft in Dresden. Das Geschäft von Otto Zenker (seine Frau hieß Selma) war am Nürnberger Ei. Das Haus steht heute noch, als einziges auf dieser Seite, das bei dem Angriff v. 13. Febr. 1945 verschont geblieben ist (G. Z.).

Rudolf fühlte sich einsam, weil viele Freunde, Begleiter seiner Jugend, nicht mehr lebten oder nicht zurückgekehrt waren in die kleine Stadt. – R. war als SS-Mann gefallen, Pumpel in Rumänien oder Rußland vermisst, Werner im Lazarett seinen Verwundungen erlegen. Hansjoachim war im Westen.

Von den Juden, die in der kleinen Stadt gelebt und gearbeitet hatten,* war keiner zurückgekehrt ...

* Erinnerungen an Rosenkranz, an das Ehepaar Lubranitzky, an Gustav Baruch (wie Lubranitzky Inhaber eines Geschäftes am Markt in Sebnitz) ...

Rudolf mußte sich nun eine neue Zukunft aufbauen. So tat er das Nächstliegende, wandelte sein Praktikumsjahr in das erste Lehrjahr um und brachte seine Schlosserausbildung in Vaters Werkstatt zu Ende. Das war für ihn der erste Schritt in eine neue Zeit.

Die Suche richtete sich nach vorn, ins Ungewisse, aber auch ins Vergangene, die Kindheit, die Jugend ... Vor allem war da die Sorge um den Bruder Helmut, die bange Frage: Wo ist er? In russischer Kriegsgefangenschaft? Aus Dresden Klotzsche war dieses Gerücht nach Sebnitz gedrungen ... Und wo war Anneliese Neuhäuser, die Gefährtin der Schulzeit, die er im Stillen verehrt hatte?

* Der Bruder Helmut Zenker, Jg. 1926, war als Flakhelfer in russische Gefangenschaft geraten. Auf dem Marsch durch Dresden (am Nürnberger Ei lebte sein Onkel Otto Z. mit seiner Frau Selma) hatte er die Flucht nicht gewagt. Auf dem Marsch ostwärts ein Gefangenenlager unter freiem Himmel, auf der Wiese am Gut Rennersdorf bei Stolpen (ca. 20 km entfernt von Sebnitz). In Görlitz war er in einer Schule untergebracht, dort wurde Helmut, der total abgemagert war, von einem Arzt untersucht, der Helmut's Entlassung bewirkte (G. Z.).

„Und das Licht scheint in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht ergriffen“ (Johannes 1, 5).

Gert Zenker

Stadt an der Grenze der Zeit ...

Wie oft schon haben die Jahre
in den Dekaden meines Da-
und Fern-Seins
Abschied genommen sich geraubt
was sie doch nicht behalten konnten
von Dir meine Kleine
Stadt an der Grenze
der Zeit

Kastanienträume stehen kahl und das rotwangige
Laub des Wilden Weins
säumt flüsternd meinen Weg
– späte Blumen am Straßenhain.

Hier sind wir
bald deckt uns der erste Schnee
zu Haus ...

Wie viel Wasser trieb wirbelnd den Bach hinab
seit jenen Tagen als Preißler hier
auf der Langen Straße
sein Gemüse feilbot
auch Reußner nebenan verkauft schon längst
keine Bücher mehr
– kein Papier –
und Roitsch keine Lebensmittel

Nur Heine Johann der Friseur steht in Erinnerung versunken
Kunden erwartend noch immer
vor seiner Ladentür

In der Siebzehn ist mein Großvater
der Schlossermeister Z schon längst
heimgegangen
vor mehr als fünfzig Jahren ...
auch Klempner Schade
Gustav der Freund von Gegenüber

Peschke vorn an der Ecke macht keine Witze mehr
mit seinen Fischen
nur in Nelsons Drogerie vis-à-vis ist wieder
Kerzenlicht und Duft

Ach wie viele Waren-Fenster schweigen
im Fortgang der Langen Straße haben ihre Augen
geschlossen für immer
– wie still es jetzt ist –

In den Hauseingängen hockt Erinnerung
traut sich kaum hervor aus den Goldenen
Zwanziger Jahren
den Braunen Dreißigern und Vierzigern
und den Roten danach ...

in das alles überdeckende
Novemberkalte

Hier und Jetzt ...

15./ 20. Nov. 2025

Zeitzeugnis 1936

Hohe Nacht

1. Hohe Nacht der klaren Sterne,
Die wie helle Zeichen steh'n
Über einer weiten Ferne
D'rüber uns're Herzen geh'n

2. Hohe Nacht mit großen Feuern,
Die auf allen Bergen sind,
Heut' muß sich die Erd' erneuern,
Wie ein junggeboren Kind!

3. Mütter, euch sind alle Feuer,
Alle Sterne aufgestellt;
Mütter, tief in euren Herzen
Schlägt das Herz der weiten Welt!

Hans Baumann

Quelle:

<https://www.musicanet.org/robokopp/Lieder/hohenach.html>

Impressum: Dr. Gert Zenker, Heinstr. 7, 01855 Sebnitz/Sa.

www.wb2020.de

(Auf dieser Domain alle bisherigen Ausgaben der WendeBlätter 2020: Nr. 1–64)